Mischlinge. Hierbei ergab sich, dass der Längsreihentypus der Riffe der Nagelphalangen, welcher bisher als ausschließliches Eigentum der Affenhand betrachtet wurde, bei mehreren Rassen vorkommt. Was die Europäer betrifft, so lässt der Tastapparat der Hand (und des Fußes) folgende Gliederungen erkennen. Die fünf Fingerbeeren sind Tastballen erster Ordnung. Als Tastballen zweiter Ordnung sind die drei hinter den Zwischenfingerspalten gelegenen Wülste der Mittelhand zu bezeichnen und als Tastballen dritter Ordnung der Daumen- und Kleinfingerballen. Die übrigen Bezirke der Hohlhand sind als intermediäre Tastflächen aufzufassen.

Es wurden auch die Tastkörperchen an Chromsäurepräparaten menschlicher Volarhaut gezählt. Es verhielten sich die Mengen von der Grundphalanx, den Tastballen zweiter Ordnung und der Volarfläche wie 4:2,7 — 5 — 5,4:1,7. Nach Meissner's (1852) Zahlen würden sich die Verhältnisse wie 4:2 gestalten (Ref.).

Was die Affen betrifft, so hat man es an deren Hand mit bedeutenden lokalen Konzentrationen des Tastvermögens auf die Tastballen zu thun.

W. Krause (Göttingen).

Lucae, Die Sutura transversa squamae occipitis. Eine vergleichend-anatomische Studie.

Separatabdruck aus den Abhandl. der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1883. 13 S. und 4 Taf. in 4.

Nach vergleichend-anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen erklärt der Verf. das Os interparietale für homolog dem obern, als Varietät durch das Os Incae repräsentierten Schuppen-teile des Menschen. Die Sutura zwischen Os interparietale und Hinterhauptschuppe der Säugetiere ist mithin nicht der Sutura lambdoidea, sondern der embryonalen Sutura transversa homolog, welche (als Varietät) das erwähnte Os Incae nach hinten begrenzt. Das Auftreten des letztern ist gleich einer Hemmungsbildung zu erachten.

Zu dieser Deduktion ist zu bemerken, dass das Os Incae allerdings eine Hemmungsbildung repräsentiert, nämlich das Gesondertbleiben des obern, niemals oder doch zum größern Teile niemals knorplig gewesenen Abschnittes der Pars squamosa oss. occipitis (Vgl. W. Krause, Handb. der menschlichen Anatomie Bd. III 1880. S. 64), der den Deckknochen des Schädels angehört. Insofern liegt also keineswegs ein Novum vor. Ob aber das Os Incae und das Os interparietale einander homolog sind, wie bereits Gegenbaur (Lehrbuch der Anatomie des Menschen 1883. S. 164) bestimmt angegeben hat, scheint dem Ref. auch durch die vorliegende Untersuchung nicht völlig entschieden zu sein. Es könnte sich um eine Homologie mit

der als Os Wormianum zuweilen abgetrennten und dann in der Sutura sagittalis gelegenen Spitze der Hinterhauptsschuppe handeln. Man muss erwägen, dass eine Sutura transversa am Affenembryo bis jetzt noch nicht nachgewiesen werden konnte. Ref. will hiermit aber keineswegs die Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit der gegenüberstehenden Ansicht bestreiten. — Die beigegebenen Tafeln zeigen verschiedene Modifikationen des Os Incae sowie Schädel von Raubtieren, Einhufern, Nagern und von menschlichen Embryonen.

W. Krause (Göttingen).

A. Weiss, Zur Physiologie der Galle.

Moskau 1883. (russisch).

Bekanntlich enthält die Galle zwei gepaarte stickstoffhaltige Säuren, nämlich Tauro- und Glycocholsäure (bestehend aus Taurin resp. Glycocoll und Cholalsäure), welche bei verschiedenen Tieren verschieden verteilt sind: man nimmt im allgemeinen an, dass bei fleischfressenden Tieren (z. B. Hunden) die Taurocholsäure, bei Pflanzenfressern die Glycocholsäure überwiegt. Es liegt nun die Frage nahe: welche physiologisch-chemische Bedingungen des Organismus bestimmen das Auftreten dieser oder jener Säure?

Die zahlreichen, fast ausschließlich an Hunden gemachten Versuche des Verf. haben erstens gezeigt, dass in dieser Beziehung Geschlecht, Alter, Zusammensetzung und Menge der Nahrung so gut wie gar keinen Einfluss auf die gegenseitige quantitative Verteilung beider Säuren haben. Da aber nach weiteren Versuchen des Verf. fast jedes Tier im stande ist, das von außen in seinen Körper eingeführte Glycocoll bezw. Taurin mit der Cholalsäure zu den genannten gepaarten Säuren zusammenzubinden (synthetischer Prozess), so liegt der Grund des obenerwähnten Unterschiedes der Säurenverteilung wahrscheinlich in chemischen Eigenschaften der betreffenden Substanzen. In dieser Beziehung spricht der Verf. die Vermutung aus, dass das Taurin eine größere Verwandtschaft zur Cholalsäure als das Glycocoll besitzt, und dass nur erst der Ueberschuss der freigebliebenen Cholalsäure — nach ihrer Verbindung mit dem ganzen Vorrat des Taurins — mit Glycocoll sich zu Glycocholsäure vereinigt. Die Bestätigung dieser Meinung glaubt der Verf. in den Angaben zu finden, dass die Einführung des Glycocolls im Organismus keinen Einfluss auf die Verteilung beider Säuren in der Galle übt und dass z. B. beim Hunde die letztere öfters keine Glycocholsäure enthält. — Viel mehr beweisführende Bedeutung würden die Versuche mit Einverleibung des Taurins gehabt haben. Wäre die Hypothese des Verf. richtig, so sollte in diesem Falle der Gehalt der Glycocholsäure in der Galle

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Biologisches Zentralblatt](#)

Jahr/Year: 1884-1885

Band/Volume: [4](#)

Autor(en)/Author(s): Krause Wilhelm Johann Friedrich

Artikel/Article: [Bemerkungen zu Lucae: Die Sutura transversa squamae occipitis. Eine vergleichend-anatomische Studie. 347-348](#)